

Ein Diskussionsbeitrag zur künftigen Nutzung des Bischofshauses auf dem Limburger Domberg

Viele Menschen können sich schwer vorstellen, dass der künftige Bischof von Limburg das neue Bischofshaus auf dem Domberg beziehen wird. Sie befürchten, dass dieser Wohnort seine Möglichkeiten einer glaubwürdigen Verkündigung erheblich einschränkt und zu einer dauerhaften Belastung seiner Amtsausübung wird. Deshalb soll im Folgenden ein Nutzungsvorschlag vorgelegt werden, der davon ausgeht, dass der künftige Bischof wieder das Bischofshaus am Bischofsplatz oder eine andere Wohnung z.B. im Priesterseminar bezieht.

Mit diesem Nutzungsvorschlag für das neue Bischofshaus auf dem Limburger Domberg soll die spezifische Geschichte dieses Gebäudes aufgenommen und neu formuliert werden. Die Baugeschichte handelt von Verschwendung und Prunk, von Intransparenz und Lüge, von Anpassung und Widerstand. Sie handelt von Behördenversagen und von individueller Schuld. Es handelt sich um eine höchst peinliche, aber faktenreiche Realgeschichte, wie nicht zuletzt der offizielle Prüfbericht aufzeigt.

Diese Geschichte lässt sich nicht vom Gebäude trennen. Der Bau war für mehr als zwei Jahre und weit über die Grenzen Deutschlands hinaus der mediale „Stein des Anstoßes“ für die gesamte Kirche. Er hat ein „Kirchenbeben“, ausgelöst, in dessen Gefolge ein Bischof und ein Generalvikar ihre Ämter zur Verfügung stellen mussten. Jenseits dieser Personalien hat das Gebäude eine alle deutsche Bistümer erfassende Diskussion über den Umgang der Kirche mit Geld, den Lebensstil ihrer Amtsträger und den kirchlichen Umgang mit Macht ausgelöst. Zeitlich nicht weit entfernt von den Missbrauchsskandalen, die seit 2010 die katholische Kirche in Deutschland erschüttert haben, ist dieser Bau das sichtbare Symbol einer tiefgreifenden Vertrauenskrise in die Kirche geworden.

Wenn man sich dieser Realgeschichte an diesem Ort in Zukunft nicht stellt, besteht die Gefahr, dass entgegen anderer Intentionen „die Steine reden werden“. Schon heute ist schwer vorstellbar, dass man an diesem Ort einen Vortrag über die Armutsbewegungen in der Kirche, den Auftakt einer Spendenkampagne oder eine Konferenz über notwendige Sparmaßnahmen im Bistum durchführen kann. Auch bei anderen Anlässen ist zu befürchten, dass das Gebäude immer eine eigene Hintergrundmusik spielen wird.

Wie kaum ein anderes Gebäude in Deutschland symbolisiert das neue Bischofshaus auf dem Limburger Domberg die Diskrepanz zwischen der kirchlichen Botschaft vom Frieden und Heil für alle Menschen und ihrer Umsetzung in den kirchlichen Strukturen. Diese Spannung begleitet die Kirche seit ihren Anfängen. Immer wieder ist die Kirche in Verkündigung und Praxis hinter dem Anspruch ihres Gründers und seines Evangeliums zurückgeblieben, wie es im Diktum der *ecclesia semper reformanda* zum Ausdruck kommt. Es gibt bis heute in Deutschland keinen Ort, an dem solche Widersprüche zwischen dem Anspruch des Evangeliums und der Wirklichkeit kirchlichen Lebens ausdrücklich und dauerhaft bedacht und reflektiert werden. Die deutschen Dommuseen und –schatzkammern künden eher von Glanz und Ehre kirchlichen Lebens als von seinen Verschattungen und Verdunklungen.

Das Limburger Bischofshaus bietet sich für diese Auseinandersetzung mit den Schattenseiten kirchlicher Verkündigung und Praxis förmlich an. Bei Sonnenaufgang liegt es im Schatten des Domes. Während seiner Entstehung wurde es gegenüber der Öffentlichkeit durch große Kunststoffplanen abgeschirmt und durch Wachpersonal „beschattet“. Die Öffentlichkeit sollte von diesem Gebäude und seiner Finanzierung möglichst wenig zu sehen bekommen: es wurde zumindest während der Bauzeit als „Schattenexistenz“ behandelt. Das einzige über die Ummauerung aufragende und sich nach außen zeigende Teil des Neubaus ist eine mit schwarzen Steinplatten verkleidete Kapelle. Die tief in den Limburger Domfels hinein gefrästen Räume bilden keine transparente, weithin sichtbare „Stadt auf dem Berge“, sondern eine „Unterwelt“ und „Hinterwelt“, die sich hinter schweren Bronzetoren und hohen Mauern vor der Öffentlichkeit verbirgt. Diese insgesamt hochwertige Architektur bietet sich in ihrer Konzentration und Abgeschlossenheit als Ort des Erinnerns und des Gedenkens an.

Hieran anknüpfend könnte dieses Gebäude ein Ort wechselnder Ausstellungen sein, die sich mit den Schattenseiten der Kirche beschäftigen. An Themen fehlt es nicht. Denkbar wären zum Beispiel Ausstellungen zu:

- Die Kirche und das Geld – zwischen Schatzkammern und Almosen
- Die Kirche und die Macht - zwischen Monarchie und Demokratie
- Die Kirche und der Nationalsozialismus – zwischen Mut und Angst
- Die Kirche und die Zwangsarbeit – von Dienern und Herren
- Die Kirche und die Frauen – Geschwisterlichkeit und Patriarchat
- Die Kirche und die Menschenrechte - zwischen Abwehr und Annahme des eigenen Erbes
- Theologie und Predigt während des Ersten Weltkriegs
- Die Kirche und die Juden ... etc.

In solchen wechselnden Ausstellungen sollte auf dem aktuellen Stand der Kirchen- und Profangeschichte eine fundierte Auseinandersetzung mit Versäumnissen, Fehlern und Irrwegen der Kirche, eingebettet in den geschichtlichen Kontext erfolgen. Sie könnten von Vorträgen begleitet und mit medialen Präsentationen im Netz verknüpft werden. Wie z.B. in den Werken von Arnold Angenendt sollte dabei die Wechselwirkung von Mentalitätsgeschichte und Glaubensgeschichte differenziert beleuchtet werden. Die kulturellen und historischen Kontexte kirchlichen Scheiterns und kirchlicher Schuld wären zu benennen – nicht im Sinne der vorschnellen Entschuldigung, sondern des Verstehens der in konkreten Situationen Handelnden. In einem solchen Haus wäre mit den aktuellen museumspädagogischen Standards zu arbeiten. Thematische Führungen für kirchliche Gruppen, Schulklassen, Reisegruppen u.a. würden ein auskunftsbereites und dialogoffenes Personal erfordern. Der Standort Limburger Domberg wird jährlich von ca. 1 Million Besuchern frequentiert. Sie sind mit dem Besuch des Limburger Doms auf eine Beschäftigung mit Glauben, Kirche und Kultur eingestellt und damit eine offene Zielgruppe. Das Gebäude ist bekannt und weckt Neugier. Die Zusammenarbeit mit dem benachbarten Dommuseum, den für die Domführung Verantwortlichen und

weiteren Institutionen im Bistum (Erwachsenenbildung, Kath. Akademie Rabanus Maurus, Kirchliche Hochschulen u.a.) wäre selbstverständlicher Teil des Arbeitsauftrags.

Der nüchterne Blick auf die eigenen Schattenseiten kann der Kirche helfen, Fehler von gestern nicht zu wiederholen. Die Auseinandersetzung mit dem eigenen Schatten ist für die Kirche als Kollektiv nicht minder schwierig wie für den Einzelnen, der sich mit seiner persönlichen Schuld auseinandersetzt. Aber die Zusage, dass Menschen sich angesichts des göttlichen Erbarmens ihrer Schuld und Schwäche stellen und immer wieder neu beginnen können, gehört zu den zentralen Botschaften des Evangeliums vom Frieden. In diesem Sinne hat Bischof em. Franz Kamphaus in einer Predigt im Münsteraner Paulusdom am 18.03.2009 an den Völkerapostel erinnert: "Paulus hat den Mut, offen über seine Schwächen zu sprechen und dem eigenen Leben mit seinen Schattenseiten ins Gesicht zu sehen – genau das macht ihn stark". Auch das Schuldbekenntnis von Papst Johannes Paul II. im Jahr 2000 zeige diese Stärke.

Die kritische Beschäftigung mit der Kirchengeschichte kann, wie der Kirchenhistoriker Hubert Wolf mit seinem jüngsten Buch „Krypta“ gezeigt hat, Alternativen zur heutigen Kirchenpraxis und –lehre aufzeigen. Auf diese Weise können Umkehrprozesse initiiert werden und neue zeitgemäße Interpretationen des Evangeliums und seiner Überlieferungsgeschichte entwickelt werden. Es geht also nicht um eine demonstrative „Selbstgeißelung“ der Kirche, sondern darum, in der Betrachtung ihrer Schattenseiten auch die in solchen Zeiten und Situationen einsetzenden Neuaufbrüche und Reformen zu erinnern. So wie die Evangelisten den Verrat des Petrus nicht verschwiegen haben, kann die Kirche heute das Scheitern im christlichen Gottvertrauen und Handeln benennen und zugleich die Botschaft von Reue, Umkehr und Neuanfängen erzählen.

Um sich der eigenen Rolle als Täterin zu stellen, braucht auch die Kirche externe Hilfe. So sollten in einem Kuratorium, das diese Ausstellungen plant und konzipiert, auch WissenschaftlerInnen mitarbeiten, die keiner Kirche angehören. Die Planungsphasen dieser Ausstellungen dürften mindestens so Streitbar werden, wie die Ausstellungen selbst. Aber gerade als Streitobjekt ist das Bischofshaus weithin bekannt. Wenn das Bistum in der Lage ist, an diesem Ort eine kontinuierliche, faire und offene Streitkultur zu entwickeln, wird dieses Gebäude der Kirche und der Gesellschaft einen wichtigen Dienst erweisen. In dieser Streitkultur wird das, was die Steine dieses Baues zu sagen haben, keine Störung sein, sondern ein wichtiger Beitrag. Und das Bistum würde mit einem solchen „Haus der kirchlichen Schatten“ (oder „Haus Metanoia – Zentrum für kirchliche Erinnerungskultur“) zeigen, dass es aus den Lektionen der Geschichte - nicht nur der Jahre zwischen 2008 und 2013 - lernen und ihre Opfer und Kosten nicht vergessen will.

Hanno Heil
17.03.2015